



# Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 2

1. April 1928

Nummer 4

**Inhalt:** Jahresbericht, Seite 49. — Vereinsnachrichten, Seite 50. — E. Krollmann, Wer war der Verfasser der Epitome gestorum Prussiae? Seite 51. — Erich Maschke, Das mittelalterliche Memel im baltisch-preußischen Raum, Seite 53. — B. Schmid, Ein Urkundenfund in der Marienburg, Seite 66. — M. Hein, Ein Beitrag aus dem schwedischen Reichsarchiv, S. 68 - Buchanzeige S. 71.

## Jahresbericht für das Jahr 1927.

Unser bisheriger Vorsitzender, Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Krauske, teilte auf einer Vorstandssitzung am 14. Dezember 1926 mit, daß er aus Gesundheitsrücksichten genötigt sei, mit Ablauf des Jahres 1926 den Vorsitz niederzulegen. Der Vorstand wählte in derselben Sitzung den Direktor der Königsberger Stadtbibliothek, Dr. Krollmann, zum Vorsitzenden.

Der Verein beklagt den Tod seiner Mitglieder Konfistorialobersekretär Macholz-Magdeburg, Professor Ungewitter-Königsberg, Professor Werbter-Hildesheim. Einige Mitglieder sahen sich zum Austritt genötigt. Erheblich größer war die Zahl der neu eingetretenen, so daß wir Ende 1927 234 Mitglieder zählten.

Von der von Herrn Amtsgerichtsrat Dr. phil. h. e. Arthur Warda besorgten Ausgabe des Scheffner-Briefwechsels konnte dank der Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft der 1. Teil des 3. Bandes erscheinen; außerdem wurden 4 Hefte der Mitteilungen des Vereins herausgebracht, in denen über die Sitzungen, den Ausflug nach Balga und die Besichtigung der Staatsbibliothek berichtet worden ist.

Die Jahresversammlung fand satzungsgemäß am 14. Februar statt. Die nach den Satzungen ausscheidenden Vorstandsmitglieder, Herr Amtsgerichtsrat Dr. phil. h. e. Warda, Herr Professor Dr. Biesemer und Herr Kaufmann Bilske, wurden einstimmig wiedergewählt.

Zu Ehrenmitgliedern wurden einstimmig gewählt der bisherige Vorsitzende Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Krauske und der frühere stellvertretende Vorsitzende Herr Ge-

heimer Regierungsrat Professor Gottlieb Krause anlässlich seines goldenen Schriftstellerjubiläums und seines 75. Geburtstages.

Die Kasse wurde von den Herren Magistratschulräten Dr. Lederhogen und Sahm geprüft und richtig befunden, worauf dem Schatzmeister Herrn Paul Berding Entlastung erteilt wurde. Herr Berding erstattete den Kassenbericht.

### Kassenbericht für das Jahr 1927.

#### Einnahmen:

Beiträge von Privatmitgliedern . . . . .	998,—	RM.
Beiträge von körperchaftlichen Mitgliedern . . . . .	825,—	"
Erlösanteil für verkaufte Veröffentlichungen des Vereins durch den Verlag Dunder u. Humblot, München . . . . .	67,56	"
Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, betr. Scheffner-Briefe III, 1. Hälfte . . . . .	1700,—	"
Städtische Sparkasse, Zinsen . . . . .	199,90	"
Erlös für verkaufte Bücher . . . . .	406,95	"
	<u>4197,41</u>	RM.

#### Ausgaben:

Kosten der Mitteilungen . . . . .	831,86	RM.
Kosten der Scheffner-Briefe . . . . .	2672,29	"
Kosten der Sitzungen . . . . .	218,68	"
Sonstige Ausgaben (Porti, Telephongespräche, Honorar an den Vereinsboten usw.) . . . . .	257,03	"
	<u>3979,86</u>	RM.

Gesamteinnahmen . . . . . 4197,41 RM.

Gesamtausgaben . . . . . 3979,86 "

Mithin Mehreinnahme 217,55 RM.

Die Jahresbeiträge (für Einzelmitglieder 6 M. und für körperchaftliche Mitglieder 15 M. jährlich) sind zu zahlen auf das Postcheckkonto des Vereins Königsberg 4194 oder an Herrn Schatzmeister Paul Berding in Firma Berding u. Kühn, Königsberg, Kantstraße 13/14. Herrn Berding bitten wir auch, von etwaigen Wohnungsveränderungen zu benachrichtigen.

Der Vorstand.

## Vereinsnachrichten.

Im verfloffenen Vierteljahr fanden drei Sitzungen statt.

Am 9. Januar sprach Herr Professor Dr. Stolze über „Neuere Forschungen zur Geschichte des Bauernkrieges“.

Am 13. Februar sprach Herr Professor Dr. Rothfels über „Poincaré und der Kriegsausbruch“.

Am 12. März sprach Herr Archivhilfsarbeiter Dr. Forstreuter über „Die Befehung König Gedimins von Litauen und der Deutsche Ritterorden“.

Die Jahresversammlung fand satzungsgemäß am 13. Februar statt.

# Wer war der Verfasser der Epitome gestorum Prussiae?

Von C. Krollmann.

Im ersten Bande der *Scriptores rerum prussicarum* ist die *Epitome gestorum Prussiae* abgedruckt. Von dem Verfasser weiß man nur, daß er samländischer Domherr war, da er selbst mittheilt: Anno eodem (1313) in die Lucie sui receptus in canonicum terre Sambiensis. Wenn wir seine Persönlichkeit genauer feststellen wollen, müssen wir zunächst die vor und nach seiner Wahl zusammenstellbaren Domherrnlisten prüfen. Im Jahre 1310 bestand das Domkapitel aus folgenden Domherrn: Johannes Clare Propst, Petrus Defan und Presbyter, Gerwinus, Nicolaus senior sacerdos und canonicus, Nicolaus de Bohemia und Johannes. Dieses Kapitel wählte am 13. Dezember den Propst Johannes Clare zum Bischof an Stelle des am 14. September verstorbenen Bischofs Siegfried von Regenstein. Erzbischof Friedrich von Riga, der damals mit dem Deutschen Orden in heftigem Streite lag, verweigerte dieser Wahl die Bestätigung. Dadurch wurde die Tätigkeit des Kapitels, das an seiner Wahl festhielt, natürlich lahmgelegt. Die Schwierigkeiten steigerten sich noch, als der vom Papste zur richterlichen Entscheidung zwischen Orden und Erzbischof entsandte Legat Franciscus von Moliano, der gegen den Orden Partei ergriff, über die preussischen Bistümer, welche sich weigerten, die Kosten seiner Tätigkeit zu tragen, den Bann aussprach. So war das Kapitel nicht in der Lage, amtliche Handlungen vorzunehmen und Urkunden auszustellen. Auch nachdem der Bann 1313 aufgehoben war (1313. IX. 30), mußte es sich noch die größte Zurückhaltung auferlegen. Zwar berief es im Dezember 1313 den ungenannten Canonicus in seine Mitte, wahrscheinlich an die Stelle eines der beiden Domherrn Nicolaus, die seit 1310 nicht mehr vorkommen, aber es sind keinerlei Urkunden des Kapitels vorhanden bis zum Jahre 1318. Erst am 2. November dieses Jahres stellen der Propst Johannes (das ist natürlich nicht der Electus, sondern der unter den Domherrn von 1310 an letzter Stelle genannte Johannes), der Defan Bertram, der Official Peter, und die Canoniker Conrad, Pleban (von Königsberg) und Jakob wieder eine Urkunde aus, während der erwählte Bischof wohl bereits nach Avignon aufgebrochen war, um am päpstlichen Hofe seine Bestätigung zu betreiben. Es fehlt in der Liste der 1310 genannte Gerwin, der wahrscheinlich den Bischof begleitete. Neu erscheinen: der Defan Bertram, der Pfarrer Conrad und der unbeamtete Domherr Jakob. Einer von diesen dreien muß also der unbekannte Verfasser der *Epitome* gewesen sein, da die übrigen Domherren schon vor 1313 im Amte waren. Durch Prüfung ihrer Lebensläufe wird sich feststellen lassen, wem die Autorschaft zuzuschreiben ist. Bertram wird verhältnismäßig selten in den Urkunden erwähnt. Nach 1318 zunächst wieder einige Male in den Jahren 1327 und 1328, und zwar stets ohne Amtsbezeichnung als Zeuge des Bischofs in Fischhausen. (Die

Bischöfe hatten regelmäßig einen oder zwei Domherren in ihrer näheren Umgebung.) Von 1330 X. 12 bis 1333 steht er als Propst an der Spitze des um die Zeit von 6 auf 8 Mitglieder verstärkten Domkapitels. 1334 räumt er diese Stellung dem bis dahin nicht als Prälat vorkommenden Domherrn Jakob ein und bekleidet seitdem wieder das Amt des Dekans. 1337 V. 3 wird er zuletzt genannt. In einer Liste von 7 Domherrn (1338 I. 13) fehlt er schon. Bertram kommt, da er schon 1318 eine der beiden damaligen Prälaturen bekleidete und später lange Zeit von Königsberg abwesend war, als Verfasser der Epitome wohl nicht in Betracht, sonst würde er wohl sich nicht mit der Erwähnung seiner Domherrenstellung begnügt, sondern auch seinen Titel als Dekan oder gar Propst erwähnt haben. Der Domherr Jakob hat eine noch glänzendere Laufbahn aufzuweisen. Er führt 1322 als erster den Titel Custos, ist 1330 Procurator des Bischofs und verwaltet von 1334—1344 das Amt des Propstes. Nach dem Tode des Bischofs Johannes Clare (1344 V. 5) wird er vom Kapitel zum Bischof gewählt und am 2. November desselben Jahres vom Papste bestätigt. Er gehörte der sich von Bludau nennenden samländischen Vasallenfamilie an. Seine Regierung dauerte bis zum 20. Januar 1358. Was gegen die Autorschaft des Dekans Bertram einzuwenden war, gilt in noch höherem Maße von Jakob. Er wird in der Epitome gar nicht erwähnt, was doch wohl der Fall wäre, wenn der Verfasser seine Wahl zum Bischof erlebt hätte. Sein Vorgänger, Bischof Johannes, wird mehrere Male ehrenvoll hervorgehoben. Dagegen weisen alle Lebensumstände des Domherrn Konrad fast zwingend auf seine Verfasserchaft hin. Er dürfte seit seiner Wahl zum Domherrn sein ganzes Leben in Königsberg zugebracht haben. 1318 erscheint er als Pfarrer von Königsberg-Altstadt. Dem Domkapitel stand das Patronat über die St. Nicolaus-Kirche zu, und es besetzte die Pfarre mit Vorliebe aus seinem eigenen Kreise. Dieses Amt scheint er bis 1330 bekleidet zu haben, wenigstens wird bis dahin kein anderer Pfarrer der Altstadt erwähnt. 1331 wurde er zum Scholasticus befördert und gleichzeitig erscheint der Domherr Peter von Elbing als Pfarrer von Königsberg. Auch das Amt des Scholasticus bedingte den dauernden Aufenthalt in der Stadt. Konrad wird 1334 XI. 23 zum letzten Male als Scholasticus in dem verstärkten Kapitel genannt. Er braucht aber deshalb noch nicht durch Tod oder andere Ursachen ausgeschieden zu sein. In einer Domherrnliste von 1338 fehlt er zwar schon, sie ist aber nicht vollständig, und ein Scholasticus wird darin nicht genannt. Erst 1340 erscheint in einer neuen vollständigen Liste ein neuer Scholasticus Rüdiger, der auch vorher Pfarrer von Königsberg war. Konrad wird nicht mehr darin erwähnt, er dürfte also vorher gestorben sein. Diese Daten passen ausgezeichnet zusammen mit den Ergebnissen, die aus der Epitome selbst zu ziehen sind. Der Chronist hat bis zum Jahre 1338 geschrieben, dann brechen seine Aufzeichnungen ab. (Die weitergehenden Daten in der Hochmeisterliste faßt schon Zoepfen mit Recht als spätere Zutaten auf.) Ganz besondere Vorliebe zeigt er für Königsberg. Er bringt ganz spezielle Nachrichten, die von anderen Chroniken als unwesentlich bei-

seite gelassen werden, aber für die Geschichte der Stadt wesentlich sind. So berichtet er von Bauten an dem alten Dom in der Altstadt, von der Aufführung dramatischer Spiele auf dem Altstädtischen Markte (1323 und 1325 zu Pfingsten), von dem Guß der großen Glocke (1325), alles mit genauer Datierung. Königsberg wird öfter als Ausgangspunkt größerer Reisen nach Litauen erwähnt (1322 und 1329). Man hat den Eindruck, daß der Verfasser hier überall seine Mitteilungen aus eigener Anschauung macht, also bei diesen Gelegenheiten in Königsberg anwesend war. Wenn er das Amt eines Pfarrers und später das des Scholasticus bekleidete, erscheint er ja auch mehr, als z. B. der Propst, dem doch die Verwaltung des domkapitularen Landesteiles oblag, an die Residenz am Sitz der Kathedrale gebunden. Als Pfarrer mußte es ihm ganz besonders nahegehen, daß, wie er meldet, der päpstliche Zehnteneinsammler Jacobus de rota in unerhörter Weise Geld von den Kirchen erpreßte und ganz besonders die Pfarren im Bereich der Kathedrale heimsuchte (1317). Die Anlage der Epitome verrät einen schriftkundigen Mann; er benutzt mit Vorliebe österreichische Quellen für seine allgemeingeschichtlichen Angaben. Sein Interesse für die Geschichte des samländischen Bistums ist sehr lebhaft, er gibt Rechenschaft über das vorhandene Urkundenmaterial des bischöflichen Archivs. Solche literarischen Neigungen waren damals in den Kapiteln keineswegs Allgemeingut. Unter den fünf Domherren, die 1310 den Johannes Clare zum Bischof wählten, waren noch zwei, die weder lesen noch schreiben konnten. Aber bei einem Manne, der für das Amt des Scholasticus ausersuchen wurde, also für die Ausbildung des jungen Nachwuchses der Geistlichkeit verantwortlich war, erscheint eine gewisse literarische Bildung doch unumgänglich. Aus allen diesen Gründen dürfte wohl als einziger unter den samländischen Domherren zur Zeit des Bischofs Johann Clare (1310—1344) der Königsberger Pfarrer und Scholasticus Konrad als Verfasser der Epitome in Frage kommen.

---

## Das mittelalterliche Memel im baltisch-preussischen Raum.

Von Erich M a j k e.

Unter den Problemen, deren Lösung der deutsche Osten seit dem Versailler Vertrag verlangt, spielt auch die Memellandfrage eine nicht geringe Rolle<sup>1)</sup>. In ihr konzentrieren sich ja Zusammenhänge, die weit über Memel hinausgreifend, aus seiner geographischen Lage und einer bestimmten Verteilung der politischen Kräfte rundum erwachsen, für deren jede es eine Schlüsselstellung bedeutet. Auch die Vergangenheit Memels kennt diese viel umkämpfte Stel-

---

<sup>1)</sup> Vgl. R. Schierenberg, Die Memellandfrage als Randstaatenproblem. (Berlin 1925.)

lung in den langen Jahrhunderten politischer und kriegerischer Konflikte zwischen dem baltisch-preußischen Gebiet und dem litauisch-polnischen Hinterland.

Memel ist im Jahre 1252 nicht von Preußen, sondern vom livländischen Zweige des Deutschen Ordens aus gegründet worden. Es gehörte zu Kurland. Es ist seinem Ursprunge nach eine baltische Stadt. Erst im folgenden Jahrhundert ging es in den Besitz des preußischen Ordenszweiges über. Aber auch dann behielt es eine Stellung, die es mit Livland wie mit Preußen verband. Beiden zugekehrt, für beide die Mittelstelle, behielt es durch Jahrhunderte die Aufgabe, zu der es eine erste großzügige Wahl im strategischen Zuge der Burqbauten des Ordens bestimmt hatte. Memel wuchs hinem in Wesen und Verwaltung des Preußischen Ordenslandes. Es blieb darüber hinaus die Schwelle und das unmittelbar verbindende Tor zu den deutschen Gründungen in Livland.

Von Riga ausgehend, hatte die livländische Mission sich vor allem dem Norden zugewandt und hier, beschleunigt durch den Wettstreit der konkurrierenden Mächte, der Bischöfe und des Ordens, der Deutschen und der Dänen, weithin Erfolge gehabt. Ein Menschenalter später hatte von der Basis der Weichsel aus der Orden seine Mission begonnen. Nach der Vereinigung der Schwertbrüder mit dem Deutschen Orden wurde das Zusammenwirken beider um so dringender, als zwischen ihnen vom Meer in das Innere hinein ein breiter Teil heidnischen Landes ihnen die gleiche Aufgabe der Eroberung stellte. Das Samland, Schalauen und Nadrauen, von Norden her das südliche Kurland mußten erobert werden, sollten das livländische und das preußische Missionsgebiet sich zu einem breit an die See angelagerten Block zusammenschließen. Über die Brücke der Kurischen Nehrung, über Haff und längs des Strandes verbanden sich Kuren und Samländer zu gemeinsamer Abwehr, zu raschem Angriff gegen die eine und die andere Front, bis der Orden in der Gründung zweier Burgen den Auftakt zu ihrer Unterwerfung gab: M e m e l und R ö n i g s b e r g. Der strategische Zusammenhang beider Gründungen ist deutlich. Aber die Verschiedenheit der Lage wollte es, daß jede der beiden Städte ihr eigenes Gesicht und ihre eigene Aufgabe im jungen Staate des Ordens erhielt.

Der Verfassungsaufbau in Preußen und Livland war durchaus verschieden. Während in Preußen der Orden Landesherr war, die Bischöfe zwar rechtlich innerpolitisch neben ihm selbständig, tatsächlich in weitgehender Abhängigkeit waren, hatte er in Livland zunächst in die rechtliche Stellung der Schwertbrüder eintreten müssen: er war Lehnsmann der Bischöfe. Wenn eine Zahl die Relation von Bischofs- und Ordensmacht hier und dort ausdrückt, so war es der Teilungsmodus, den der päpstliche Legat für die neu eroberten Gebiete bestimmt hatte: in Preußen erhielt der Orden zwei Drittel, eines die Bischöfe; in Livland war es umgekehrt. Auch in Kurland hatte der erste Bischof nach der Urkunde des Legaten Wilhelm von Modena 1237 zwei Drittel des Landes zwischen Memel und Windau erhalten, das ihm als Diözese bestimmt war<sup>2)</sup>.

<sup>2)</sup> Livl(ändisches) U(rkunden)-B(uch) I nr. 153.

Diese Abhängigkeit mußte dem Orden unerträglich sein. Aber während er seine Herrschaft über die inneren Mächte im übrigen Livland erst in dem Augenblick durchgesetzt hatte, als die veränderte außenpolitische Lage sie im Grunde sinnlos machte, drang er in Kurland sehr schnell durch. Auch die Kuren hatten sich beim ersten Aufstand der Preußen (1242) wieder erhoben. Dem Orden, nicht den bischöflichen Kräften war der Sieg über sie zuzuschreiben. So gelang es ihm, beim Legaten, durch dessen wohlgesonnene Berichterstattung an die Kurie aber auch beim Papst die Meinung durchzusetzen, Kurland gehöre zu Preußen. Das bedeutete vor allem die Anwendung des preußischen Teilungsmodus auf Kurland. In der Urkunde vom 7. Februar 1245 wurden dem Orden zwei Drittel, dem Bischof eines der wieder Neubegründeten Diözesen zugewiesen. „Wer jene Länder kennt, weiß, daß Kurland gänzlich zu dem Gebiet Preußens gehört<sup>3)</sup>“, hatte Wilhelm zur Begründung dieser Neuordnung gesagt. Und hatte dieser Satz vordem auch keine Gültigkeit gehabt, so erhielt er sie jetzt. Kurland blieb „baltisch“ in seinem Zusammenhang mit den Eigentümlichkeiten der livländischen Geschichte und der schließlich immer stärker betonten Eigenentwicklung des livländischen Ordenszweiges. Aber es wurde „preußisch“ in der Struktur seiner Verfassung und dem Einflusse des Ordens im ganzen, dem es stets stärker unterlag als die anderen livländischen Bistümer<sup>4)</sup>. In dem Gebiet nördlich der Memel war ein vermittelndes Zwischenglied zwischen livländischer und preußischer Verfassung schon geschaffen, ehe noch Memel gegründet und mit ihm die unmittelbare Landverbindung zwischen den beiden Missionsgebieten gelungen war.

Die Anlage der Memelburg im Sommer des Jahres 1252<sup>5)</sup> war eine der strategisch best durchdachten Gründungen des Ordens. Am Ausgange des Kurischen Haffes gelegen, beherrschte es die damals noch kürzere Nehrung und zertrennte die Verbindung zwischen Samen und Kuren. Am Rande Samaitens, war es die Einbruchspforte in das Innere, da es zugleich die Einfahrt in die Memel freihielt. Wie weit die Pläne des Ordens gingen, zeigt die Gründung der Georgenburg (1257) am Mittellaufe des Stromes. Die beiden Burgen sollten eine breite Brücke zwischen Livland und Preußen schlagen. Als die Georgenburg bald wieder verloren ging, blieb die Aufgabe der Verbindung zunächst wieder bei Memel allein. Und endlich bot hier, auf halbem Wege zwischen Preußen und Livland, die Natur den einzigen Platz für eine Hafenanlage an der langen, unmarkierten Küste zwischen Riga und Königsberg, deren Wert freilich erst real werden konnte, wenn das Hinterland einem friedlichen Wirtschaftsverkehr geöffnet war.

<sup>3)</sup> Livl. II. B. I nr. 181.

<sup>4)</sup> Für die Gesch. Kurlands vgl. P. h. S c h w a r z, Kurland im 13. Jahrhundert. Leipzig 1875.

<sup>5)</sup> Vgl. hier u. später J o h. S e m b r i k i, Gesch. d. Rgl. Preuß. See- und Handelsstadt Memel (Memel 1900) und Z u r k a l o w s k i, Studien zur Gesch. der Stadt Memel und der Politik des Deutschen Ordens. Mitpr. Monatschrift 43 (1906).

Der Schwerpunkt Kurlands wurde mit der Begründung Memels an die südliche Grenze des Bistums gelegt. Es war nicht nur an eine Burg gedacht, die der Kriegführung des Ordens diente. Auch der Bischof folgte mit seinen Interessen der strategischen Bewegung nach Süden. Mit dem Bau der Burg wurde zugleich die Anlage einer Stadt beschlossen; in ihr wollte auch der Bischof mit dem Domkapitel seinen Sitz aufschlagen<sup>6)</sup>.

Das preukische Teilungsprinzip wurde nicht nur auf die Landschaften, sondern auch auf die Stadt Memel selbst angewandt, da Bischof und Orden beschlossen hatten, auch städtische Gründungen im Verhältnis von eins zu zwei zu teilen. Sie erkannten sehr schnell das Unbequeme der Verabredung und überließen die Stadtanlagen jedem Partner in seinem eigenen Gebiet. Nur für Memel, das indessen gegründet war, beließ man es, zum Nachteil der Stadt selbst, bei der einmal vorgenommenen Teilung<sup>7)</sup>. Wie sie eine livländische Gründung war, so erfolgte auch ihre Besiedelung nach dem Vorbilde der livländischen Kolonisation: die Einwanderer kamen nicht auf dem Landwege wie der überwiegende Zugang in die preukischen Städte, sondern über See. Im Frühjahr 1261 schrieb der Meister von Livland nach Lübeck, wenn von dort Kolonisten nach Memel kommen wollten, so sollten sie sich einrichten, rechtzeitig vor Winteranfang einzutreffen<sup>8)</sup>.

So war denn in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die livländische Mission bis an die vom päpstlichen Legaten festgesetzte Südgrenze, die Memel, gedrungen, und zugleich hatte der Einfluß des Ordens sich von Preußen bis über den Strom nach Kurland hinein durchgesetzt. In der strategischen Wahl des Ortes, der beabsichtigten Verlegung des bischöflichen und kapitularen Sitzes nach Memel, in der Verleihung eines außergewöhnlich großen Grundbesitzes an die Stadt<sup>9)</sup> drückte sich die Großartigkeit der ersten Pläne aus.

Es verging eine geraume Zeit, bis der Bischof von Kurland sich daran machte, auch von sich aus mit ihrer Durchführung zu beginnen. Streitigkeiten, vor allem der konsequente Ausbau der Vorherrschaft durch den Orden, hinderten jede eigene Entwicklung des Bischofs auch in den Zeiten, in denen die Spannungen äußerlich überbrückt waren. Die gefährdete Lage Kurlands gab den Bischof in den Schutz und damit auch in die Macht des Ordens, der sie hier fast noch mehr ausnutzte als in den preukischen Bistümern. So residierte der Bischof bald in Riga und ging schließlich ganz außer Landes<sup>10)</sup>. Wohl finden sich Spuren eines Domkapitels. Es scheint nicht lange und gewiß nicht ständig seinen Sitz in Memel aufgeschlagen zu haben. Schon der zweite kurländische Bischof seit der Gründung Memels war ein Deutschordensbruder, Emund von

<sup>6)</sup> Preuß. II. B. I 1 nr. 261 und Livl. II. B. I nrr. 236 u. 237 von 1252 Juli 29 u. Aug. 1.

<sup>7)</sup> Livl. II. B. I nr. 241.

<sup>8)</sup> Pr. II. B. I 2 nr. 135.

<sup>9)</sup> Preuß. II. B. I 2 nr. 279 von 1254 Febr. 8.

<sup>10)</sup> Vgl. Schwarz §. 97 f.



Werb, bei dessen Ernennung der Einfluß des Erzbischofs von Riga fast ganz ausgeschlossen war.

Erst unter Bischof Emund konsolidierte sich 1290 das Kapitel des Bistums in einer Form, die der Neugründung gleichsam<sup>11)</sup>. Sie bedeutete einen neuen Sieg des Ordens, denn es wurde gleich den preußischen Bistümern außer Ermland mit Priesterbrüdern des Ordens besetzt und ihm inorporiert. Jetzt hatte der Orden auch keinen Grund mehr, es aus Memel mit mehr oder minderem Gewalt fernzuhalten. Im gleichen Jahre und durch eine zweite Urkunde des folgenden schenkte der Bischof die Hälfte der Johanneskirche seinen Domherren<sup>12)</sup>. Im Januar 1291 teilte auch der Komtur von Memel im Auftrage des Bischofs und des livländischen Meisters die Stiftsländer in den Landschaften von Pilsaten bis Bihavelanc, die Gebiete nördlich von Memel, so zwischen Bischof und Kapitel, daß dem letzteren ein Drittel überlassen wurde<sup>13)</sup>.

So schienen die bischöflichen Kräfte doch noch im Süden des Bistums festen Fuß fassen zu wollen. Aber bereits gegen Ende des Jahrzehnts, in dem das Kapitel seinen Sitz in Memel genommen hatte, gab es ihn wieder auf. Am 16. August 1298<sup>14)</sup> erlaubte der Bischof seinen Domherren, sich in Windau niederzulassen. Die Bischöfe und mit ihnen die Kapitel zogen stets die Gebiete vor, die schon möglichst durch den Orden gesichert waren und hinter der Front der eigentlich gefährdeten Zone lagen. Mehr als einmal sind in Preußen wie in Livland die ersten Teilungen korrigiert und die Besitztitel vertauscht worden, weil sich das ursprünglich gewählte Stück als zu unsicher für den Sitz und den geistlichen Aufgabenkreis des Bischofs erwies.

Memel war nun durch seine Verbindung mit Livland und Preußen besonders gefährdet. Als die Preußen im großen Aufstand 1260 auch die Kuren mit sich forttrissen, war Memel von Norden wie von Süden bedroht und abgeschnitten. Es blieb auch nach dem Niederwerfen der Kuren (1267) wie der Preußen (1283) gefährdet, als die Kämpfe um Samaiten immer mehr in den Vordergrund traten: in den zahllosen Zügen gegen Litauen und Samaiten bildete es einen Brennpunkt der kriegerischen Unternehmungen.

Je wichtiger in diesem Zusammenhange der Süden Kurlands für die Strategie des Ordens war, desto konsequenter wurde dieser in seiner Politik gegen Bischof und Kapitel. Die schwere militärische Belastung des schmalen Verbindungslandes durfte nicht noch durch die Zersplitterung der landesherrlichen Gewalten gesteigert werden. Und solange rechtlich keine Änderung der Verhältnisse möglich war, mußte politischer Druck den Brüdern wenigstens die ausschließliche Macht im Memelland verschaffen. Gerade gegen das Ende des 13. Jahrhunderts steigerte sich das Zerwürfniß zwischen Orden und Bistum zum offenen Kampf, in dem auch ein Schloß des Kapitels zerstört wurde.

<sup>11)</sup> Libl. II. B. I nr. 530.

<sup>12)</sup> Libl. II. B. I nrr. 531 u. 539.

<sup>13)</sup> Libl. II. B. I nr. 540.

<sup>14)</sup> Libl. II. B. I nr. 575.

Es war ein Erfolg des Ordens, als der Bischof in die Verlegung der Kapitular-Residenz nach Windau einwilligte. Der äußere militärische Druck und der innere Streit konnten den Domherren freilich den ständigen Aufenthalt in Memel verleiden.

Wenn die Grenzbestimmung von 1237 für das Bistum Kurland die Windau als nördliche, die Memel als südliche Grenze benannt hatte, so hatte die ursprüngliche Aktivität der Livländer das Zentrum des Bistums an die südliche Grenze vorzutragen gesucht, als Memel gegründet wurde. Um die Jahrhundertwende zog sich nun das Kapitel ganz an diese erste Nordgrenze zurück, und der Bischof folgte ihm, als er im Anfang des 14. Jahrhunderts seinen Sitz in das 1295 erbaute Schloß Wilten an der Windau verlegte. Im gleichen Maße wuchs der Einfluß des Ordens. Es war zunächst noch der Einfluß des livländischen Zweiges.

Im Vorfrühling des Jahres 1323 hatte Memel wieder einmal schwer unter einem feindlichen Angriff zu leiden. Gedimin von Litauen stieß auf einem überraschend durchgeführten Zuge gegen Memel vor und eroberte und verbrannte die Stadt, während die Burg sich halten konnte.

Gerade dieses Ereignis mochte eindringlich beweisen, daß die Sicherung Memels eine grundsätzlich neue Lösung forderte. So folgte denn das Ordenskapitel, das im Jahre 1328 in Elbing tagte, einem Vorschlage der Livländer, um Wandlung zu schaffen<sup>15)</sup>. Das Kapitel hatte sich ausführlich mit den livländischen Angelegenheiten zu befassen. Innerer Zwist im Orden, wie er Karl von Trier außer Landes geführt hatte, hatte auch die Autorität des livländischen Meisters erschüttert. Gerhard von Livland hatte im Jahre 1322 resigniert. Es folgten weitere Schwierigkeiten, die Livländer wehrten sich gegen Vorschläge des Hochmeisters für die Meisterwahl, eine Zeitlang vertrat ein von Preußen aus eingesetzter Ordensbruder die Stelle des livländischen Meisters, noch einmal folgte im Jahre 1328, eben auf der Kapiteltagung in Elbing, der Rücktritt des Meisters in Livland: die Sache des Ordens erforderte dringend, daß die persönlichen Schwierigkeiten überwunden wurden.

Daher wurde nach sorgfältigen Überlegungen der Führer der Ordensbotschaft, die der livländische Zweig zum Kapitel entsandt hatte, Eberhard von Monheim, der Komtur zu Goldingen, zum Meister in Livland ernannt. Daneben hatte das Kapitel über den Vorschlag der Livländer zu entscheiden, das Memelgebiet dem preußischen Ordensteile zuzuweisen. Sie begründeten ihn vor allem mit der Entlegenheit Memels. Die befestigte Basis lag im Norden wie im Süden zu weit entfernt, um auch dem Verbindungsstück schon einige Sicherheit gewähren zu können. Vor allem nach Norden war die Entfernung des gegen Preußen vorgeschobenen Postens zu groß, der Kontakt zu gering, um ihn in den livländischen Staats- und Kirchenbau fest einzubeziehen. Trotz der weit nach Samaiten hinein gedachten Ostlinie zog sich das gesicherte Gebiet tatsächlich nach Süden immer schmaler gegen die Küste hin zusammen, schließlich

<sup>15)</sup> Livl. II. B. II nr. 733.

nur ein enger Streifen, der nach Preußen hineinführte, eine Landschaft, die trotz der Stromgrenzen der Memel viel mehr fest auf dem preußischen Block aufsitzen konnte, ehe sie stärker an Livland zu binden war. Denn die Memel wurde von Anfang an keine Grenze, sondern eine Verbindung. Der organische Zusammenhang des Gebietes nördlich der Memel und der Stadt, die seinen Mittelpunkt bildete, wuchs nach dem geschichtlichen Bedürfnis. Dieses lockerte das Band nach Norden und straffte es von Süden her. Strategisch war Memel nur von Preußen aus zu halten. Aber auch Bischof und Kapitel von Kurland waren leichter in die Gesamtpolitik des Ordens hineinzuzwingen, wenn Memel zu Preußen gehörte und damit unmittelbar dem Zentrum des Ordens unterstand. Die Stellung zu ihnen war wohl gemeint, wenn die Urkunde vom 25. Mai 1328 noch von anderen Mängeln sprach, solange Memel zu Livland gehörte.

Durch den Verzicht Livlands auf das Memelgebiet wurden die Grenzen Preußens beträchtlich nach Norden verschoben. Sie führten jetzt von der Heiligenaia an die Minge, folgten ihrem Lauf bis zur Quelle und gingen weit nach Osten, die Landschaft Karlowen umfassend, in der die Georgenburg an der Memel lag.

Die Stellung des Bischofs von Kurland in dem an Preußen abgetretenen Gebiet blieb von dem Besitzwechsel unberührt. Da sein Landteil sich auf ein Drittel beschränkte, wurden Schwierigkeiten vermieden, die bestimmt entstanden wären, hätten noch die Teilungsvorschriften für Livland gegolten. Auch jetzt lohnte sich für den Orden die Politik, die er schon 1245 getrieben hatte. Dennoch bedeutete es für ihn keine endgültige Lösung, daß der Bischof von Kurland mit weltlicher wie geistlicher Jurisdiktion jetzt nach Preußen herübergriff.

Lange Jahrzehnte blieb dieser vorläufige Zustand bestehen. Die Interessen der beiden Landesherren gingen immer weiter auseinander. Der Bischof hatte sich ganz auf den nördlichen Teil seiner Diözese konzentriert. Hier flossen auch die Quellen seiner Einkünfte. Das arme, kaum besiedelte Gebiet, die kleine Stadt, die nicht viel mehr als ein Anhängsel an die Ordensburg war, bedeuteten ihm wenig. Sie konnten ihn vor allem nicht locken, auch noch Ausgaben für diese abgelegenen Besitzungen auf sich zu nehmen. Der Orden aber mußte auf den Ausbau der ganzen strategisch für ihn so wichtigen Anlage hindrängen. Dafür war ihm die Stadt nicht minder wertvoll als seine Burg.

Das Jahr 1390 hatte zwar für Memel eine gewisse Entlastung gebracht durch den Übertritt Witowts nach Preußen und den Vertrag 30 samaitischer Häuptlinge, in dem sie neben dem Beistand gegen gemeinsame Feinde dem deutschen Kaufmann freien Handel versprachen, während der Orden den samaitischen Kaufleuten den Zutritt zu den Handelsplätzen in Memel, Ragnit und Georgenburg zusagte<sup>16)</sup>. Aber die Erfolge Witowts im Osten machten den Orden mißtrauisch. An der Netta und gegenüber von Grodno an der

<sup>16)</sup> Cod. ep. Witoldi nrr. 77, 78.

Memel legte er im Mai 1392 zwei neue Burgen an<sup>17)</sup>). Um die gleiche Zeit suchte er auch Memel endgültig fest in seine Hand zu bekommen und für die drohenden Schwierigkeiten mit Witotw rechtzeitig auszubauen.

Wie Bischof Otto von Kurland bald selbst zugab<sup>18)</sup>, waren weite Strecken Landes infolge der Streitigkeiten noch immer nicht geteilt worden und lagen brach und öde. Der Kampf gegen die Heiden, zu dem die Mittel des Bischofs gewiß nicht genügen konnten, wurde unzulänglich geführt, und mancher Christ war am Strande erschlagen oder gefangengenommen worden. Vor allem aber war die Stadt Memel selbst ohne Mauern, weil der Bischof nicht zu bewegen war, zu seinem Drittel am Bau und den Unkosten beizutragen.

Als es nun endlich am 12. Juni 1392<sup>19)</sup> zwischen dem Hochmeister Konrad von Wallenrod und dem Bischof in Memel zu einer Verabredung über die so lange aufgeschobene Teilung der Landschaften kam, machte der Hochmeister den Vorschlag, der Bischof solle von der Stadt und dem Gebiet Memel auch die dem Orden gehörigen beiden Anteile kaufen<sup>20)</sup>, um eine einheitliche Verwaltung zu ermöglichen, oder auf sein Drittel verzichten und es dem Orden verkaufen. Er gab als Grund an, daß Memel bisher vom Samland aus erhalten worden sei, Krankheiten und andere böse Zufälle jetzt aber ein Fortführen dieses Zustandes unmöglich machten: ein deutliches Zeichen ebenso für die ärmliche Lage der Stadt und der Burg, die sich nicht einmal aus eigenen Mitteln zu erhalten vermochten, wie für die enge Verbindung nach Preußen, besonders dem Samland.

Der Bischof lehnte ab. Er ging ebensowenig auf den anderen Vorschlag Konrads ein, gemeinsam mit dem Orden für die Befestigung der Stadt zu sorgen und für den „dritten Stein“, wie für das auf ihn entfallende Drittel der anderen Unkosten und Arbeiten aufzukommen: er könne nicht länger die Bürger der Stadt den Gefahren für Leben und Habe aussetzen, unter denen sie bisher gelitten hätten. Hier aber begnügte er sich nicht mit der Absage des Bischofs. Er erklärte ihm, daß er dann die Mauer allein bauen, aber die auf den Bischof entfallenden Kosten genau berechnen und bei Gelegenheit einziehen lassen werde.

Der Orden bestand auf seinem Willen. Für ihn begann jene Zeit, in der seine Politik gegen die livländische Geistlichkeit endlich Erfolg zu haben schien. Wenn es ihm in den nächsten Jahren gelang, selbst den Erzbischof von Riga zum Nachgeben zu zwingen, konnte der Widerstand des kurländer Bischofs gewiß nicht lange dauern.

---

<sup>17)</sup> Vgl. Caro, Gesch. Polens III, 109. Krumbholz, Samaiten und der Deutsche Orden bis zum Frieden am Melno-See (Altpr. W. 27, 1890) S. 14.

<sup>18)</sup> Libl. II. B. III nr. 1319.

<sup>19)</sup> Libl. II. B. III nr. 1316.

<sup>20)</sup> Libl. II. B. III nr. 1317.

Dazu zeigte sich, daß das Mißtrauen des Ordens gegen Witowt nur zu berechtigt gewesen war. In heimlichen Verhandlungen war der Litauer ins polnische Lager zurückgekehrt. Am 24. Juni überfiel er plötzlich Ritterkwerder und die neuen Ordensburgen. Jetzt verlangte auch die Lage in Memel eine sofortige Lösung.

Schon am 30. Juni<sup>21)</sup> verzichtete der Bischof auf die Länder, die in dem Gebiete südlich der Heiligenaa an Preußen gefallen waren, und tauschte dafür das Schloß Neuhausen in Kurland, südöstlich von Hafepot, mit allen Rechten ein. Die geistliche Gewalt behielt er sich noch vor, sie ging aber auch sehr schnell auf den Bischof von Samland über.

Damit war endlich eine Entwicklung zum Abschluß gekommen, die 1245 mit dem Saße begonnen hatte, der Kurland den Verhältnissen in Preußen gleichstellte. Was zunächst ein Vorstoß des Ordens gegen den Bischof gewesen war, hatte sich immer stärker zu einer Wendung des Memelgebietes aus Livland nach Preußen gewandelt. Die Entscheidung war mit der freiwilligen Übergabe Memels an Preußen durch die Livländer im Jahre 1328 gefallen. Jetzt, mit dem Verzicht des kurländischen Bischofs, hatten sich die livländischen Staatsgewalten rechtlich aus dem Memel- und Dangegebiet endgültig zurückgezogen.

Das konnte nicht bedeuten, daß Memel darauf verzichten sollte, geographischer und strategischer Mittler zwischen Livland und Preußen zu sein. Hierin blieb die Stadt unentbehrlich im weiten Zusammenhang ihrer Stellung. Nach Kurland gerichtet, aus dessen politischem Zusammenhang sie sich löste, und nach Preußen, dem sie sich notwendig anschloß, zwischen beiden das Tor und mit seiner Burg der Wächter des Lores, von Litauen her immer bedroht, das nur an dieser Stelle die Zange der livländisch-preußischen Umklammerung zertrümmern konnte, aber auch der Ausgangspunkt für zahllose Kriegsreisen ins Innere des Landes, war Memel von einer äußeren strategischen und politischen Bedeutung, der unter der Belastung durch diesen Wert sein Inhalt an Eigenleben in keiner Weise entsprach.

Sieht Memel daher in jeder Beziehung an seiner gleichmäßig Preußen und Livland zugehörigen Aufgabe fest, so bildete sich andererseits im Laufe der Zeit um so schärfer das Bewußtsein dafür aus, daß es zu Preußen gehöre. Im Anfang des 15. Jahrhunderts kamen öfter Kuren über die Grenze bis auf die Felder von Memel, bedrohten die Burgen, raubten Geräte aus den Hütten am Strand und machten im Jahre 1409<sup>22)</sup> energische Schreiben des Komturs von Memel an den von Windau nötig, um sich dieses Gefindel von jenseits der Grenze vom Halse zu halten. Andererseits beschwerte sich aber auch der Windauer darüber, daß oft Kuren nach Memel flüchteten und dort blieben, so daß für Kurland die Gefahr der Ent-

<sup>21)</sup> Livl. II. B. III nr. 1319.

<sup>22)</sup> Livl. II. B. IV nrr. 1778, 1782.

völkerung drohe. Hier scheint sich gleichfalls jener lettisch-kurische Siedlungszug in das preußische Dange-Memelgebiet hinein anzudeuten, der dann zum Teil noch größeren Umfang annahm.

Diese unmittelbare Verbindung, die sogar dem Bevölkerungszuge mehr Spielraum ließ, als den Verwaltungsbehörden beiderseits der Grenze lieb war, wurde bald durch den Frieden am Melno-See im September 1422<sup>23)</sup> zerrissen. Nicht nur ging Samaiten endgültig verloren; auch kurisches Gebiet wurde abgetreten, auf das Witomt als erster mit der Behauptung Anspruch erhoben hatte, es sei uraltes litauisches Land. Die neue Grenze führte in einer Entfernung von drei Meilen am Memelstrom, Ruß, Gaff und Burg Memel vorbei, durch die Wildnis ans Meer. Sie blieb im großen und ganzen bis zum Versailler Vertrag gültig.

Es ist schwer zu erkennen, weshalb gerade diese Grenze gewählt wurde; sie zeigt in der vagen Angabe der Dreimeilen-Entfernung, wie wenig sie geographische und natürliche Grundlagen hatte, die jenen Zeiten als Merkmal der Grenzziehung besonders wichtig sein mußten. Auch ihre allerdings auffallende Abhängigkeit von den Abbruchslinien der hochsamaitischen Endmoränenlandschaft zum Alluvium des Memeldeltas erklärt sie nicht. Dennoch kann sie nicht willkürlich sein. Der Orden muß sich besonders darum bemüht haben, die Burg und Stadt Memel zu behalten und mit ihr einen Raum, der ihm wenigstens einige Bewegung ließ. Es ist sehr charakteristisch, daß Witomt auf diese Grenzführung einging, obgleich er die strategische Wichtigkeit des Postens gegen Livland voll erkennen mußte. Aber er konnte keine Ansprüche erheben, deren Dringlichkeit und Recht ihm auch das Gebiet um Memel zusprach, wie etwa Samaiten.

Die jahrzehntelangen Kämpfe des Ordens um Samaiten waren also vergeblich gewesen. Witomt hatte den samaitischen Keil, der schon immer hindernd zwischen Preußen und Livland gelegen hatte, bis an das Meer vorgetrieben. Damit war auch Memel vom nördlichen Ordensstaat getrennt. Erst jetzt machte die politisch-geographische Grenze es offensichtlich zu jener Grenzstadt im nordöstlichen Preußen, als die auch unser historisches Bewußtsein es kennt. Tatsächlich änderte sich freilich noch nicht viel. Die Verbindung, gefährdet, ob nun Krieg oder Friede mit Litauen herrschte, führte auch weiter über Memel den Strand entlang. Es hielt die Fühlung nach Norden aufrecht, auch wenn sich jetzt fremdes Staatsgebiet zwischen Preußen und Livland schob.

Nach einigen Jahrzehnten des Friedens, die allerdings für Memel weder wirkliche Ruhe brachten, noch es aus seiner Handelslage größeren Nutzen ziehen ließen, machte der 13jährige Krieg noch einmal alle Beziehungen lebendig, durch die Memel in seiner Schlüsselstellung auch im weiteren Zusammenhange wichtig war.

Gleich anderen preußischen Städten beim Aufstand des Bundes verraten, fiel es dann in die Hände der Samaiten. Im November 1455 wurde es von den Livländern genommen, die bis dahin zur

<sup>23)</sup> Livl. II. B. V nr. 2637.

Unterstützung der Preußen in Königsberg gelegen hatten<sup>24</sup>). Die Stadt und die Vorburg gingen in Flammen auf, die Burg wurde von den Samaiten geräumt. Zwar waren die Livländer von Preußen, von Königsberg aus zum Angriff vorgegangen. Aber der Zusammenhang mit Livland war dadurch doch noch einmal hergestellt. Für das Zusammenwirken der beiden Ordenszweige, besonders der Weg der livländischen Hilfstruppen nach Preußen, war der Gewinn bedeutend. Herzog Balthasar von Sagan schrieb einem deutschen Fürsten, Memel sei genommen, „so das die pforte czwischin Preussen und Lieffland ganz offin ist<sup>25</sup>).“ Es unterstand wieder dem Meister von Livland.

Es diente ihm bereits im folgenden Jahre 1456 als Objekt für die Verhandlungen mit König Christian von Dänemark.

Im Norden wie im Süden der Ostsee standen die Mächte sich feindlich gegenüber<sup>26</sup>). In Skandinavien kämpft Christian um die Erhaltung der Kalmarer Union gegen Karl von Schweden. Im Süden war der Krieg zwischen Polen und dem Bund unter Danzigs Führung auf der einen, dem Orden auf der anderen Seite wieder ausgebrochen. Die Hanse, enger mit Danzig als mit dessen Gegnern verbunden, England und Holland bedrängten wenigstens in diplomatischen Aktionen bald die eine, bald die andere Seite, um die Freiheit des Seehandels nach Möglichkeit zu wahren. Gemeinsame Feindschaft und Freundschaft gruppieren die Ostseemächte. Der Angelpunkt ihrer Beziehungen lag bei Danzig. Mit ihm waren der dänische König wie der Orden verfeindet. So war für sie ein Bündnis das gegebene; auf der andern Seite fanden sich Danzig und der Bund mit Polen sowie König Karl von Schweden.

Die schwankende Politik Christians und die nicht minder vorsichtige des Ordens realisierten ein Bündnis vom 7. Oktober 1455 nur für die Kasse des Dänenkönigs. So verhandelte der livländische Orden, der in diesen Zeiten der eigentliche Träger der Seepolitik des Ordens ist, auch in den folgenden Jahren mit König Christian. Im Herbst 1456<sup>27</sup>) berichteten die Ordensgesandten aus Kopenhagen, daß der König für seine Hilfe eine jährliche Geldsumme, die Abhängigkeit Livlands und die Auslieferung Memels verlange.

Memel sollte während des Krieges von dänischen Truppen besetzt und dem Orden nach Friedensschluß zurückgegeben werden, sobald er die Verpflegung und sonstigen Unkosten der Besatzung bezahlt habe. Aber der Orden wußte, wie man durch unerschwingliche Geldforderungen aus der zeitweiligen Übergabe einen dauernden Besitz mache, und wollte von sich aus die Verpflegung stellen. Die dem Orden befreundeten Kaufleute sollten freie Fahrt nach Memel haben, der Orden selbst freien Weg für seine Briefboten zwischen Livland und Preußen.

<sup>24</sup>) Livl. U. B. XI nr. 470.

<sup>25</sup>) Livl. U. B. XI nr. 500.

<sup>26</sup>) Vgl. Daenell, die Blütezeit der deutschen Hanse II (Berlin 1906), S. 146 ff.

<sup>27</sup>) Livl. U. B. XI nr. 630.

Für den Fall aber, daß Preußen selbst an den König von Polen verloren gehe, wurde bestimmt, „dat men den deme vurgerorden herrn Konige to Denemarken . . gunne und laete dat slot tor Memel so mer alse dem Konige to Polan<sup>28)</sup>“. Das also war der Grund, aus dem der Orden unter Umständen auf Memel verzichten wollte. Selbst wenn das Schlimmste geschah und Preußen verloren ging, sollte Polen die Schlüsselstellung am Ausgange des Kurischen Haffs nicht erhalten. Solange sie ein Dritter besaß wie der König von Dänemark, war sie noch wiederzugewinnen und blieb für Livland der Zugang nach Preußen erreichbar.

Sah der Orden Memel auch hier im Zusammenhang der baltisch-preußisch-litauischen Politik, so wurde die Stadt mit der Forderung des dänischen Königs hier zum ersten Mal in ihrer Geschichte als Faktor der Seepolitik gewertet. Von ihrem Hafen aus konnte der Däne sich am Südostrufer der Ostsee eine Stellung schaffen, durch die er Danzig und seinen litauischen Handel, Riga und den gesamten Verkehr beherrschte, der sich zwischen ihnen und von ihnen aus abspielte.

Die Pläne Christians zerschlugen sich. Im Herbst 1457<sup>29)</sup> schloß der Orden einen Vertrag, in dem noch von Geldzahlungen, nicht mehr von der Untertänigkeit Livlands und der Besatzung Memels die Rede war. Gleichzeitig schlug der Meister von Livland dem Elbinger Komtur vor, die Preußen sollten Memel wieder übernehmen: es könne von Livland aus auf die Dauer nicht gehalten werden. Auch jetzt zeigte sich der Zusammenhang Memels mit Preußen enger als jeder andere. Aber der preußische Orden war wohl nicht imstande, das Schloß zu besetzen. Es blieb bis zum Jahre 1468 in livländischer Verwaltung<sup>30)</sup>.

Noch einmal schien es unter dem letzten Hochmeister, als ob Memels Lage an der Ostsee es einem neuen Unheil aussetzen sollte. Wieder wurde es als Hafenstadt von Seemächten der Ostsee bedroht. Im Mai 1524 plante „der Schwede samt denen von Lübeck“ einen Angriff auf die Stadt. Als der Stellvertreter des Hochmeisters, der samländische Bischof Georg von Polenz, davon Nachricht erhalten hatte, schrieb er auch an den Meister in Livland um Hilfe<sup>31)</sup>. Er wies ihn darauf hin, daß Memel „Paß und Straße“ nach Livland sei; an ihrer Verteidigung waren die Livländer ebenso interessiert wie die Preußen. Für den Ordensstaat blieb Memel der Schlüssel zu den drei Ländern, die dort zusammentrafen. Im dänischen Vorschlag von 1456, in der Bedrohung durch die Schweden aber drückte sich bereits aus, daß ein anderer Faktor seiner Lage wichtig für seine Geschichte werden sollte: die Lage an der Ostsee.

Der Angriff der Schweden und Lübecker blieb aus, aber der Vertreter des Hochmeisters fürchtete für Memel, solange Erich von Braunschweig dort Komtur war<sup>32)</sup>. Die Entwicklung Albrechts zum

<sup>28)</sup> Ebenda, S. 501.

<sup>29)</sup> Livl. U. B. XI nr. 702.

<sup>30)</sup> Voigt, Gesch. Preußens IX, S. 18.

<sup>31)</sup> Ordensbriefarchiv (Königsberg) vom 23. Mai 1524.



Luthertum entfremdete ihn dem jungen Fürsten. Dazu vernichtete ihm die Aussicht der Säkularisation die erhoffte Laufbahn. Obgleich ihm die Komturei Koblenz zugewiesen war, blieb er in Memel. Er hielt gute Verbindung mit Wolter von Plettenberg. Es kam nicht zu weiteren Schritten; aber eine Zeitlang konnte man befürchten, daß Erich sich dem livländischen Meister unterstellen würde, um für sich und seine Komturei der Reformation und Säkularisation zu entgehen. Die impulsiven Pläne Erichs von Braunschweig waren der letzte Schatten jener alten Verbindung des Memelgebietes mit dem baltischen Deutschtum. Die Säkularisation trat entfremdend zwischen Preußen und Livland. Immer weiter wichen die Linien der Entwicklung hier und dort auseinander, bildete die Geschichte neue Zusammenhänge, während die alten sich lösten. Und je mehr sich aus den beiden Gebieten der nordostdeutschen Kolonisation Bildungen mit zwar verwandten, aber doch eigentümlichen Merkmalen entwickelten, desto bedeutungsvoller erscheint für die heutige Struktur des Memelgebietes jener Tag, an dem es aus livländischer in preußische Verwaltung überging.

Auch im preußischen Ordensgebiet hat die deutsche Kolonisation das Memelland nur noch in späten Ausläufern erreicht<sup>32)</sup>. Aber in Livland wäre Memel wirklich nur eine kleine deutsche Stadt in volksfremdem Lande geblieben. Es hätte die städtische deutsche Kultur entwickelt, die auch die mittleren Städte der baltischen Randstaaten noch heute in ihrem Aufbau besitzen. Auch Memel wäre die Tragödie des baltischen Schicksals nicht erspart geblieben. In Preußen dagegen wurde sein Hinterland im 15. und 16. wie im 18. Jahrhundert von deutschen Kolonisten besiedelt. Gleich dem übrigen Lande schloß es sich der Reformation an. Vor allem aber blieb es durch den preußischen Staat dem deutschen Kulturkreis erhalten.

Sechs Jahrhunderte sind seit dem 25. Mai 1328 vergangen. Sie waren lang genug, um aus Memel und Memelland ein abseitiges und bescheidenes, aber völlig dazugehöriges Teil des preußischen Staates zu machen. Es war belanglos, daß seine Landbevölkerung im 16. Jahrhundert und später weithin durch litauische Zuwanderung zweisprachig geworden war und zunächst zwei Kulturkreisen angehörte. Das gleiche Staatsbewußtsein herrschte, der Staat gab gleiche Möglichkeiten, stellte gleiche Forderungen. Es wußte sich auch im fernen Grenzwinkel in der Sicherheit seines Staates, dessen größere Möglichkeiten und intensiveres Leben im Zentrum und Westen lagen. Die Gunst der eigenen Stellung, die es zur Ordenszeit selbst so schwer belastet hatte, war mit dem Frieden nun endlich wirtschaftlich fruchtbar geworden<sup>34)</sup>. Memel wurde das Tor des Holzhandels aus dem weiten Stromgebiet des Njemen.

<sup>32)</sup> Über ihn vgl. J. Weisse, Herzog Erich von Braunschweig, der letzte Komtur des Deutschordens zu Memel (Abg. 1908).

<sup>33)</sup> Vgl. P. K a r g e, Die Litauerfrage in Mitpreußen in geschichtlicher Beleuchtung (Abg. 1925).

<sup>34)</sup> Memels Stellung als Handelsstadt ist in diesem Aufsatz nur wenig berücksichtigt worden. Sie durfte vernachlässigt werden. Die Bedeutung dieser Rolle Memels gehört fast ganz einer späteren Zeit an. Bis tief in das 16. Jahr-

Im Zusammenbruch des deutschen Ostens ging auch Memel verloren. In ihm aber gewann es auch einen Teil seiner alten, ursprünglichen Aufgabe zurück. Schon im Anfang trug es preußische Züge in seinem staatsrechtlichen Aufbau, ehe es noch preußisch wurde. Heute ist es, seinem Wesen nach preußisch und ein Teil des Deutschen Reiches, staatlich getrennt und nimmt im Kampf um seine Autonomie wieder baltische Züge an.

Jene alte Schlüsselstellung zwischen Livland und Preußen, an der Ostsee, am samaitisch-litauischen Randgebiet, zu dem selbst es heute so wenig wie einst gehört, ist wieder aktiviert worden. Memel ist wieder etwas im weiteren Rahmen der politischen Gestaltungen, und ist, aus seiner Lage heraus, ähnliches wie es damals war. Solange es Mittler war zwischen dem preußischen und dem livländischen Ordenslande, war ihm selbst jede Blüte verwehrt und es wichtig nur in den Beziehungen, die hier sich schnitten und trafen. Seine politische Aufgabe war geringer geworden, als es nur Handelsstadt war, die im Siebenjährigen Kriege, an der Kontinentalsperre, an osteuropäischem Holz verdiente. In der Vergangenheit zumindest war der Wert und die Aufgabe dieser von allen Zentren abgelegenen Stadt immer am größten, wenn Zusammenhänge auf ihre lasteten, denen das Eigenleben nicht gewachsen war, wenn sie selbst litt, damit Größeres geschehen oder Schlimmeres verhütet werden konnte.

---

## Ein Urkundensfund in der Marienburg.

Von Bernhard Schmid.

Die nachstehend abgedruckte Urkunde ist durch ihre eigenartigen Fundumstände bemerkenswert. Als Steinbrecht die Schloßkirche St. Marien wiederherstellte, wurde auch das schwere, gotische Wandgestühl des westlichen Teiles von den Wänden abgerückt, um diese bis unten hin genauer zu untersuchen. Hierbei fand man im März

hundert hinein war ja gerade das für seine Geschichte kennzeichnend, daß seine außerordentlich günstige Lage am Ausgang des Njemen durch die politische Situation wirtschaftlich wertlos blieb. Der durchaus entwickelte Handel Litauens wich nach Niga, nach Masovien oder über Polen zur Oder aus. Erst als die Litaverreisen und Kriegszüge beendet waren (vorher nur in kurzen friedlichen Perioden), wählte er die natürliche Straße des Memelstromes. Dann aber führte er an Memel vorbei nach Danzig, das auch den Holzhandel fast ganz bei sich konzentriert hatte. Vgl. dazu Joh. Kemeika, Der Handel auf der Memel von Anfang des 14. Jahrhunderts bis 1430 (Kieler Dissertation) in: Taula ir Zodis Bd. 5, Kowno 1927. Nach dem zweiten Thorner Frieden riß auch Königsberg einen namhaften Teil des Memelhandels an sich. Erst ganz langsam in Wirtschaftskämpfen bis in das 19. Jahrhundert hinein, lenkte Memel den Handel zur Mündung des Kurischen Haffs in die See. Vgl. auch G. Novak, Die preußisch-litauischen Handelsbeziehungen zur Zeit Herzog Albrechts (1525—68), (Dissert. Königsberg 1922), Zurkałowski, Neue Beiträge zur Gesch. d. Stadt Memel, Altpr. M. 46 (1909), S. 83 ff. sowie dessen Kontroverse mit Sembriski im gleichen Bande, S. 278 ff.

1889 hinter dem Gestühl zwei Pergamente des 14. Jahrhunderts. Man kann annehmen, daß dieses Gestühl entweder zur Zeit der Kirchweihe nach dem Erweiterungsbau, 1344, schon vorhanden war, oder bald darnach eingebaut ist. Ebenso ist es wohl sicher, daß dieses Gestühl vor 1889 nie abgerückt ist. Das eine Pergament, vom 27. März 1369 ist die Einleitung eines Notariats-Instrumentes, das ein nicht genannter Notar vor dem Hochmeister und den fünf Großgebietigern „in castro sancte Marie domo principali ordinis etc.“ aufgenommen hat. Der Zettel zeigt zwei größere Zusätze am Rande, ist deshalb wohl verworfen und scharf unter der letzten Zeile abgeschnitten. Für den Kanzleidienst hat man sich dies als eine öfters wiederkehrende Eingangsformel wohl aufgehoben.

Das zweite Pergament, etwa 9,5 : 27,0 cm groß, bietet inhaltlich mehr. Es ist am 19. November 1358 zu Marienburg ausgestellt und besagt, daß der Orden den Erzbischof Arnestus von Prag in seine Gebetsgemeinschaft aufnimmt. Das Schriftstück ist sauber geschrieben, mit vielen Abkürzungen, und ohne jede Faltung, war auch nie besiegelt. Ob es eine verworfene Reinschrift oder eine Abschrift für den Kanzleigebrauch war, ist jetzt schwer zu entscheiden. Arnestus von Pardubitz war seit 1343 Bischof und von 1344 bis 1364 Erzbischof von Prag; vergl. Cubel, Hierarchia catholica medi aevi 1198 bis 1431, I pag 408. Über den Anlaß zu diesem Akt der Dankbarkeit berichtet das 1378 abgeschlossene Chronicon Livoniae des Hermann von Wartberg\*). Ein abtrünniger Ordensbruder hatte das Gerücht verbreitet, daß die Litauer sich wollten taufen lassen. Der „allzu leichtgläubige“ Kaiser Karl IV. schickte daraufhin 1358 die Kommissare, den Erzbischof von Prag, Herzog Johann von Troppau und den Deutschordensmeister in deutschen Landen nach Preußen und Litauen, aber die Litauer verspotteten und verlachten sie, wie es ein Ordensbericht aus späterer Zeit überliefert. Es mag dem Hochmeister selbst unangenehm gewesen sein, daß diese kaiserlichen Abgesandten vor eine von vornherein aussichtslose Aufgabe gestellt waren, und daher dieses besondere Zeichen des Dankes. Man kann wohl annehmen, daß der Erzbischof diese Verleihung in Marienburg selbst empfangen hat; sie ist immerhin ein kleiner Beitrag zur Kenntnis der freundschaftlichen Beziehungen hoher geistlicher Würdenträger in jener Zeit.

Wie sind diese Pergamente an den Fundort gelangt? Die Rückwand des Gestühls ist zwei Meter hoch und größtenteils ganz dicht an der Mauer, ein zufälliges Verlieren ist hier so gut wie ausgeschlossen, ein absichtliches Verstecken, etwa aus Schabernack, sehr unwahrscheinlich. Sie können also nur in einer Zeit, in der das Gestühl von der Wand abgerückt war, hier heruntergefallen sein, und den Anlaß zum Abrüden bot vielleicht die Ausführung der Wandmalereien in den Arkaden unmittelbar über dem Gestühl. Man brauchte Raum zur Aufstellung von Gerüsten, wollte aber in dieser Zeit die Benutzung des Gestühls nicht entbehren. Der Zettel vom

\*) Script. rer. Pruss. II. Leipzig 1863, Seite 79.

März 1369 würde dann ein Anhalt zur Zeitbestimmung der Wandgemälde, der Patriarchen, Propheten und Apostel sein. Steinbrecht glaubte Beziehungen zu den Wandgemälden des Hansasaales im Rathaus zu Köln herausfinden zu können, was wohl zutreffend ist. Diese sind 1370 entstanden. Vergl. das amtliche Verzeichnis der Gemälde des Wallraf-Richartz-Museums zu Köln, 1910, Seite 104, Nr. 335—339; ähnlich im Wegweiser 1927, Seite 26. Die Fundumstände dieser beiden Pergamentzettel würden diese Datierung bestätigen: um 1370. Der Verlierer war vielleicht kein Kanzleibeamter, sondern der Maler, denn Maler benutzten Pergamentstreifen zum Überkleben der Fugen des Malgrundes der Tafelgemälde. Vier solcher Streifen, aus einem theologischen Buche herausgeschnitten, wurden 1912 auf den Tafeln des Graudenzler Altares gefunden. So mag der Marienburger Wandmaler gleichzeitig auch mit der Ausführung von Altartafeln, die wir leider nicht mehr besitzen, beschäftigt gewesen sein.

Venerabili in Christo patri ac domino, domino Arnesto dei gracia sancte Pragensis ecclesie archiepiscopo frater Winricus de Knyprode ordinis fratrum domus Thewtonicorum hospitalis sancte Marie Jerosolimitani magister generalis, salutem et bonis perfrui sempiternis. Devocionem quam ad ordinem nostrum geritis ob dei reverenciam affectu sincere karitatis acceptantes, Christoque non immerito acceptabilem fore credentes piis ipsam beneficiorum spiritualium vicissitudinibus compensari, Vos ad universa et singula Religionis nostre suffragia in vita recipimus prout et in morte, plenam vobis participacionem bonorum omnium tenore presentium concedentes, que per fratres nostri ordinis ubicunque locorum morentur operari dignabitur clemencia salvatoris. Datum Marienburg XIX. die mensis Novembris Anno domini millesimo ccc I viii.

## **Ein Beitrag aus dem schwedischen Reichsarchiv zur Haltung der preußischen Stände im 1. Nordischen Krieg.**

Von M a r S e i n.

Es ist bekannt, daß zu den Gründen, die den Großen Fürsten 1657 zum Aufgeben des schwedischen Bündnisses und zur Rückkehr zu Polen bewogen, auch die Besorgnis gehörte, daß die preußischen Stände sonst ohne und gegen ihn den Weg nach Warschau finden würden, den sie seit fast eineinhalb Jahrhunderten zu gehen gewohnt waren, so oft sie gegen den Landesherrn Rückhalt zur Bewahrung ihrer Rechte und Privilegien nötig zu haben meinten. Der Königsberger Vertrag vom Januar 1656, der das Herzogtum Preußen zu einem Lehen der Krone Schweden machte, hatte die den Sondervorteilen der Stände so bequeme Verbindung mit Polen zerissen. Und wenn sie zunächst noch hoffen mochten, bei Schweden

einen Retter ihrer „uralten Freiheit“ finden zu können, so zerrann diese Hoffnung, seit Karl X. Gustav im November 1656 seiner Lehns- herrlichkeit im Labiauer Vertrag entsagte. Mit der Erwerbung der Souveränität hatte der Kurfürst ein Ziel erreicht, das er sich schon im Sommer 1655, als er bei Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges genötigt worden war, Partei zu ergreifen, gesteckt hatte.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Stände schon vor dem Abschluß des Labiauer Abkommens von diesen Plänen gewußt haben. Sie fürchteten seine Verwirklichung umsomehr, als die Haltung des Kurfürsten sie in der Tat um das Schicksal ihrer Privilegien besorgt machen durfte, wenn er ihr souveräner Herr war und blieb. Die Not des Krieges hatte Friedrich Wilhelm dazu gezwungen, unter Bruch der geltenden Rechtsanschauungen von den Ständen nicht bewilligte Steuern auszusprechen, die das durch Einquartierung, Durchmärsche, feindliche Einfälle und nicht zuletzt auch durch eine Seuche schwer heimgesuchte Land doppelt drückten.

Schon vor Abschluß des Labiauer Vertrages, im Herbst 1656, suchten jedenfalls einige preußische Adlige, namentlich ein Oberst Krehen, Verbindung mit Franz von Visola, der im Sommer vorübergehend als österreichischer Gesandter in Preußen gewelt hatte. Krehen stellte ihm den im Lande gegen den Kurfürsten herrschenden Unwillen vor, und sprach es unverhohlen aus, wenn Erzherzog Wilhelm, des Kaisers jüngster Bruder, zur Unterstützung Polens nach Preußen kommen wollte, würde das Land sich erheben und den Brandenburger vertreiben oder doch zum Verzicht auf die Souveränität nötigen. Waffen und Pferde seien bereit, auch an Geld fehle es nicht; auf Königsbergs Mitwirkung sei zu rechnen. Er bat, den Kaiser hiervon zu benachrichtigen; sobald seine Truppen sich näherten, würden sie sich erheben. (Vgl. Pribram im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 70, S. 202 f. und 212.)

Und dann erfolgte, ein knappes Jahr nach dem Labiauer Vertrag, in Wehlau und Bromberg auch der Verzicht Polens auf die preußische Souveränität. Wohl sicherten diese Verträge dem Herzogtum Preußen den Frieden. Und dies erkannten die Stände in einer offiziellen Eingabe vom 11. Oktober 1657 auch dankbar an. „Wenn wir aber“, so hieß es in ihrer Erklärung weiter, „zurückgedenken und den glücklichen Zustand unserer Voreltern, welche nicht allein in sicherem Frieden, sondern auch in ungekränkter Freiheit gelebet, betrachten, und den unserigen entgegenhalten, so werden wir gewahr, daß bei dieser neu erworbenen Ruhe wir leider nichts mehr als einen bloßen Schatten der alten Glückseligkeit haben.“ (Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Bd. 15, S. 398.) Ein französischer Diplomat hörte damals, daß die Preußen eine Erhebung planten (Waddington, Le Grand Electeur, Bd. 1, S. 72).

Zu dieser kurzen Notiz bringt ein bisher unbekannter Bericht des schwedischen Gesandten am brandenburgischen Hof, Bartholomäus Wolfsberg, vom 11. November 1657 eine wertvolle Ergänzung.

Wolfsberg hatte im Herbst 1657 mit dem Kurfürsten Königsberg verlassen und ihn über Bromberg, wo die bekannte Begegnung und offizielle Versöhnung mit dem polnischen Königspaar erfolgt war, nach Berlin begleitet. In seinem Bericht an König Karl Gustav vom 11. November schilderte er die Vorgänge bei den Bromberger Festtagen und fuhr dann fort: Wiederholt „hat der König mit dem Churfürsten einen ziemlich starken Trunk getan und ist so treuherzig geworden, daß er dem Churfürsten geoffenbaret, was gestalt noch neulicher Zeit einige von seinen preußischen Geheimen Räten (d. h. also Oberräten), den König nicht alleine invitiret, daß er igo, da der Churf. mit seiner Armeeweg wäre, kommen, sich des Landes bemächtigen und ihrer Assistance in Eröffnung Thür und Thor versichert sein wollte, sondern auch inständig angehalten, daß der König dem Churf. die so gar embsig suchende und zu der preußischen Stände Präjudiz gereichende Souverainitet, so dem Verlant noch mit gewissen Conditionen der Churf. nunmehr von Polen auch erhalten haben soll, nicht bemilligen möchte.“ (Reichsarchiv Stockholm.) Daß der weinselige Polenkönig im großen ganzen die Wahrheit sprach, wird man glauben dürfen, umso mehr, als seine Mitteilungen so gut zu der Andeutung des französischen Diplomaten passen. Ein Irrtum dürfte jedoch bei der Angabe vorliegen, daß die Oberräte selbst das hochverräterische Ansinnen an König Johann Kasimir gestellt hätten. Nach allem, was wir wissen, hätten diese einen derartigen Treubruch nicht gewagt, so ungern sie auch das Lehnsband mit Polen zerrissen sahen.

Von einem der damaligen vier Oberräte, dem Kanzler Johann von Kospoth, haben wir (in den erwähnten Urkunden und Aktenstücken zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm) manch ein Zeugnis seiner Anhänglichkeit. Ein bisher unbekannter Brief Kospoths vom 17. Januar 1659, vermutlich an den Oberpräsidenten Otto v. Schwerin gerichtet, beweist gleichfalls aufs beste seine Loyalität. War Preußen seit 1657 auch von kriegerischen Ereignissen verschont geblieben, so hatte es doch inzwischen unter Einquartierungen und namentlich unter den hohen Kriegssteuern sehr zu leiden gehabt. Noch sei alles, schreibt Kospoth, „in schuldigster Devotion gegen Seine Churfürstliche Durchlaucht, nur daß die Contributiones dem Landmann sehr schwer fallen müssen, weiln wir niemals solchen Überlauf als jezo empfunden (d. h. wohl, so viel wie jezt mit Bittgesuchen überlaufen sind). An Remonstration und guten Worten, Ermahnung zur Geduld mangelt es nicht, aber es gehet schwer zu. Gott gebe Frieden, . . . massen unsere vires nicht tanti, und sollten auch mehr Völker (d. h. Truppen) hereinkommen, so ist der annona sehr zum Unterhalt exigua. Euer Erzellenz werden nichts bessers noch heilsamers vor diese Lande und nichts Nützlichs vor S. Churf. Durchlaucht als dieses raten können; denn Gott weiß unsern Zustand, welchen wir so deutlichen S. Churf. Durchl. nicht schreiben dürfen.“ Er bittet den Briefempfänger, den Zustand des Landes recht zu beherzigen, zumal immer die Gefahr bestände, daß Polen ohne seine Verbündeten Frieden mit Schweden schließe, womit er doch wohl an-

deuten will, daß die polnischen Sympathien in Preußen an Boden gewinnen müßten, sobald Polen, nicht aber der Kurfürst von der Last des Schwedenkrieges befreit wäre. „Ich vor meine Person wünschte nichts lieber, als S. Churfl. Durchl., wann es Dero Zustand leiden möchte, diesen Landen näher zu sein, dann wo jemalen deren Gegenwart nötig gewesen, so ist sie jezo am nötigsten.“ (Reichsarchiv Stockholm.) Mit diesen treuen Worten schließt der Brief, deren Gesinnung uns in eine neue Zeit hinüberführt, in der man nicht mehr, um ein bekanntes Wort des Obersten v. Kalckstein anzuführen, in Warschau polnische und in Königsberg deutsche Kleider trug (Paczkowski in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Bd. 2, S. 106).

### Buchanzeige.

**Marie von Olfers. Briefe und Tagebücher. 1826—69.**  
Herausgegeben von Margarete von Olfers. Mit vier Lichtdrucktafeln. Berlin (Mittler u. Sohn) 1928.

Diesem Werke gebührt ein Hinweis auch in diesen Mitteilungen, entstammt Marie von Olfers (1826—1924) doch mütterlicherseits als Enkelin der Elisabeth von Stägemann, geb. Fischer, der Gattin des Geh. Staatsrats Friedr. Aug. von St., der Königsberger Buchdruckerfamilie Hartung. Wenn auch während ihres langen Lebens ihr eigentlicher Wohnsitz immer ihre Geburtsstadt Berlin geblieben ist, so hat Marie von O. doch wiederholt die Sommermonate auf dem ostpreußischen Gute ihres Großvaters, Metgethen verlebt, und ihre Briefe von dort aus verschiedenen Jahren geben ein anschauliches Bild von dem Leben auf dem Gute und damit einen kleinen Beitrag zur Geschichte des Gutes, das damals während der Bewirtschaftung durch August v. St., den Sohn Friedr. Augusts v. St., nicht in der besten Verwaltung sich befand. Treten aber in dem Werke diese für den Ostpreußen interessanten Momente weit zurück in der Mannigfaltigkeit des äußeren und inneren Erlebens der Marie von O., so bietet doch die Fülle des Stoffes so viel allgemein menschlich Anziehendes, daß jedermann, der die Fähigkeit besitzt, sich in eine „Persönlichkeit“ — eine solche war Marie von O. — hineinzuvertiefen, das Buch in steter Spannung durchlesen wird, um mit dem Wunsche zu schließen, daß diesem Bande bald auch eine gleiche Darstellung der letzten 55 Lebensjahre folgen möge. Nicht bloß das Leben und Treiben der Berliner Gesellschaft jener Zeit von 1848 an, für welche das Haus von Mariens Vater, des Generaldirektors der Königl. Museen, Jgnaz von Olfers, ein beliebter Treffpunkt war, tritt uns in den meist an die nächsten Verwandten gerichteten Briefen und den Tagebuchaufzeichnungen in voller Frische entgegen. Vor allem sehen wir die Entwicklung der reich begabten Marie von O. zu einer eigenartigen Persönlichkeit, wir sehen die Entfaltung ihrer künstlerischen Talente als Dichterin und Malerin und nicht zum wenigsten als Lebenskünstlerin. Ein Charakter zeigt sich uns, dem

die Betrachtung unter irgend einem politischen Gesichtspunkt niemals gerecht werden kann. Politik liegt außerhalb der Sphäre der Marie v. D., und äußert sie einmal eine politische Ansicht, dann ist sie sich auch der „Frauenpolitik“ bewußt. So wenn sie während des Schleswig-holsteinischen Krieges im April 1864 an ihren Schwager Yorck schreibt: „Ich glaube eigentlich jetzt an eine lange Kriegszeit, in der die Völker sich entführen und an edlen Thaten sich stärken und erfrischen . . . Das sind wohl barbarische Ansichten, und du meinst wohl auch, der Völkerfrühling käme durch Kultur und Frieden. Ich glaube es nicht mehr. In körperlichem Wohlergehen, in äußerem Glück entartet das Volk immer wieder nur in Schmerzen und Entbehrungen wird es groß. Der Staatsmann in Dir lächelt wohl. Dafür ist es auch Frauenpolitik, und ich würde ganz gern wieder ein Weibchen in dem verderblichen Glück leben.“

In feiner Zurückhaltung hat die Herausgeberin des Werks, eine Nichte der Marie v. D., zwischen den einzelnen mitgeteilten Brieffstellen und Tagebuchblättern nur kurze Mitteilungen zum Verständnis des Zusammenhangs und nur zu Anfang des Werkes im ersten Kapitel einen Abriß des Lebens der Marie von D. bis zum Beginn ihrer eigenen Mitteilungen gegeben, so daß der Vorwurf einer schönfärbenden Charakteristik nicht aufkommen kann, da ja Marie von D. selbst in ihren nie für den Druck geschriebenen Briefen und Tagebüchern zu uns spricht. Ein besonderer Wert des Buches liegt m. E. für die heutige, für familiengeschichtliche Forschungen besonders interessierte Zeit in folgendem. Es wird in diesem Werk uns ein weibliches Mitglied aus der dritten Generation einer Familie vorgeführt, von deren beiden vorausgegangenen Generationen uns auch je ein weibliches Mitglied in biographischer Darstellung geschildert worden ist. Im Jahre 1846 gab zuerst Wilhelm Doran „Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann“ aus deren Handschrift heraus. 1908/14 erschien der Lebenslauf der Tochter Elisabeths „Hedwig v. Olfers, geb. v. Stägemann (1799—1891),“ verfaßt von ihrer Tochter Hedwig, verheh. v. Abeken. Daran nun schließt sich jetzt diese Biographie von Hedwigs v. D. zweiter Tochter Marie. Hier bietet sich dem nicht nur die genealogische Abstammung verfolgenden Familienforscher Material und Gelegenheit, Anlagen des Geistes und Herzens weiblicher Familienmitglieder aus drei aufeinander folgenden Generationen vergleichend zu betrachten. A. W.

---

Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1928

Druck: Ostpreussische Druckeret und Verlagsanstalt A.-G.,  
Königsberg i. Pr.